Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 26 (1942)
Heft: 7-8

Artikel: Die "germanische" Krim
Autor: W.Lr.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419879

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wo er mit der Sache nichts zu tun hat, und ginge es ums Hängen und Würgen, der Sektor heran. Nicht ein Abschnitt, ein Teil also, sondern die ganze Partei lehnte ab. Also macht man halt die Partei als Ganzes zum „Sektor", denn Sektor muß nun einmal sein.

Und wieder lese ich, daß Vorschriften über den Gemüsehandel erlassen wurden — halt, nein, eben das lese ich natürlich nicht; das ist nur der Sinn, den man mir auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege beibringt: „Kriegswirtschaftliche Ordnung im Gemüsesektor!" Gemüse an sich, ohne drangepflasterten Modeschnörkel, wäre für den landläufigen Verstand ohne weiteres genießbar gewesen; aber darauf kommt es wohl nicht am meisten an, zuerst will da einer zeigen, daß er auf der Höhe der Zeit und ihrer Bildung steht, also her mit dem Sektor! Wie stattlich, und o, wie kultiviert das ausschaut: „Gemüsesektor"! Fast wie „Hühnereinheit", womit die Statistik ein Huhn gemeint hat.

Es gibt Leute, die von bilateralen und multilateralen Verträgen zu schreiben pflegten, damit nicht jeder Beliebige, der zwei- und mehrseitige Abkommen sofort verstanden hätte, glaube, der Herr schreibe über leicht zu begreifende Dinge. Da die verschieden-lateralen Vereinbarungen etwas aus der Aktualität hinausgerutscht sind, hat uns nun die Mode den Sektor beschieden, und damit läßt sich wiederum leidlich distinguiert tun, und überall, wir haben es gesehn, ist „Sektor" zu brauchen; ob ein Sinn oder ein Unsinn daraus werde, ist einerlei; zu denken braucht man ja nicht dabei. Vereinssitzungen werden nun statt eines geschäftlichen und eines gemütlichen Teils einen Geschäfts- und einen Gemütssektor haben, was sofort die Geselligkeit nobler macht.

Ich war eben im Begriff, meine Ferien nützlich und angenehm in Ruhn und Tun einzuteilen, mit Ausflügen und Arbeiten im Freien, und mit Lesen und Basteln unter Dach, als mich die neuste Spreizung der Zeitungs- und Verwaltungssprache anfiel, und da versuchte ich es mit den Sektoren an mir selber. Aber ich wurde dessen nicht recht froh. Denn wer sagt mir, was nun zum Sektor Tun und was zum Sektor Ruhn gehört, oder anders seziert: was alles zum Nützlichkeits- und was hingegen zum Annehmlichkeitssektor meines vakanten Daseins?

Natürlich ist's Geschmacksache. Ja, aber wird es nicht Zeit, mit dem Sprichwort abzufahren, das nicht erlauben will, über Geschmäcker zu streiten? Man hat auf andern Gebieten den Kampf längst aufgenommen. Darf man nicht nach dem Beispiel der Landi auch den Sprachkitsch an einen Pranger heften?

Vielleicht meint einer, so sektorisch reden nur feierliche Banausen; es liege also am Charakter, und den ändere man nicht „vom Geschmackssektor aus". Es gibt möglicherweise Leute, die Angst davor haben, natürlich zu reden und zu schreiben, weil sie vielleicht Ursache haben, ihrer Natur nicht recht zu trauen. Daher das geschwollene Gehaben, daher die aufgeblasenen Modephrasen, daher überhaupt jener Typ, der an eine sperrgedruckte Belanglosigkeit erinnert.

Aber wenn man uns lächelnd belehrt, das Bedürfnis nach Kitsch sei nun einmal sehr menschlich, gut, so laßt uns sagen und bezeugen, daß es auch ein Bedürfnis nach kitschfreier Sprache gibt, das nicht weniger natürlich ist.

E. Schürch.

* * *

Nachwort des Schriftleiters. „Sektor" ist in der Tat unser neuestes Modewort. In der Geometrie bezeichnet man damit einen Kreisausschnitt, d. h. ein Stück, das begrenzt ist von zwei Radien und dem dazwischen liegenden Bogen. Wenn die Mutter eine Nidelwähe oder einen Appenzeller Fladen, eine Glarner Pastete oder sonst einen runden Kuchen unter ihre sechs Kinder verteilen will, zieht sie mit dem Messer vom Mittelpunkt aus die Radien zum Rande (den aber gebildete Menschen „Peripherie" nennen) und gibt jedem seinen Sektor, entweder allen gleich groß oder ungleich, je nach Verdienst. Von einem Kuchensektor kann man also allenfalls noch reden, wenn es sein muß (es muß aber nicht sein). Aber wie ist es zum Gemüsesektor gekommen? Auf dem Umweg über die Statistik! Diese Wissenschaft pflegt ein Gesamtgebiet, z. B. die Bevölkerung der Schweiz, die Ausfuhrmenge eines Landes, die Zusammensetzung der Nahrungsmittel, als einen Kreis darzustellen und die einzelnen Teile, z. B. die Berufsstände, die Ausfuhrmenge an Maschinen usw. oder den Eiweißgehalt und die übrigen Nährwerte eines Erdapfels als seine Sektoren. Das ist sehr anschaulich, noch anschaulicher als die Umrechnung in Hundertsätze. Man kann sagen: 23 % der Schweizer betätigen sich in der Landwirtschaft usw.; wenn man aber auf einem Kreis fast einen Viertel grün bemalt sieht, ist dieser „landwirtschaftliche Sektor" noch anschaulicher. Wenn es sich also um eine zeichnerische Darstellung handelt, die man vor Augen hat oder sich leicht vorstellen kann, ist das Wort berechtigt, aber heute wird es schon in ganz verblaßtem Sinne verwendet oder bedeutet schon gar nichts mehr, wie das Beispiel vom „Sektor der sozialdemokratischen Partei" zeigt, wo einfach die Partei gemeint ist. Auch „Kriegswirtschaftliche Ordnung in der Gemüseversorgung" hätten wohl die meisten Hausfrauen und Gemüsehändler besser verstanden. Sehr beliebt ist das Wort jetzt auch in den Kriegsberichten, wo es sich aber selten um einen Sektor im geometrischen Sinne, sondern nur um den Abschnitt einer Strecke handelt. Daß das Wort Mode ist, sieht man an einem Fall, wo es mit Teufels Gewalt an den Haaren herbeigezogen worden ist: Was geschah im Sommer 1914? „Die Mobilisation aller wehrfähigen Schweizerbürger", schreibt der Berichterstatter eines Vereins, und dann? Nicht etwa „die Besetzung der Grenze", (wie einfach und schön wäre das gewesen!) oder, damit man doch den Offizier heraushörte, „der Marsch an die verschiedenen Sektoren (oder Abschnitte) der Grenze", sondern: „die Dislokation an die Sektoren der zu bewachenden Grenzabschnitte"! Er hätte ebenso gut sagen können: „die Dislokation an die Abschnitte der zu bewachenden Grenzsektoren". Ohne „Sektor" geht's heute nicht mehr.

Die „germanische" Krim.

Es dürfte wohl den wenigsten Lesern bekannt sein, daß die heute von den Deutschen besetzte Halbinsel Krim bereits einmal von einem germanischen Volk erobert worden ist und daß in der Folge bis in das 16. Jht. auf der Krim eine germanische Sprache gesprochen wurde. Als im 1. Jht. n. Chr. die Goten ihre Wohnsitze an der Ostsee und in der Weichselgegend verließen und nach Süden zogen, gelangte ein Teil von ihnen auch nach Südrußland und der Krim. Dort errichtete im 4. Jht. Ermanrik (Ermenrich in der deutschen Heldensage) ein großes ostgotisches Königreich. Aber schon im Jahre 375 wurden die Goten von den anstürmenden Hunnen (Mongolen) besiegt und nach Westen gedrängt. Nur auf der Krim konnten sie sich halten und haben noch fast anderthalb Jahrtausende ihre alte Sprache, die wir aus der Bibelübersetzung des Gotenbischofs Wulfila (311—383) kennen, bewahrt. Von den Goten erhielt die „Chersonnesos taurica" (d. h. die Halbinsel der skythischen Taurier) in byzantinischer Zeit den Namen „Gotia".

Als im 16. Jht. der niederländische Diplomat und Schriftsteller Busbeck die Krim besuchte, hörte er dort hei-

matliche Laute, und er hat uns in einem Bericht aus dem Jahre 1595 eine Anzahl krimgotischer Wörter hinterlassen. Wir finden darunter viele Wörter, die uns ohne weiteres verständlich sind, z. B. brûder, schuuester, oeghene (Augen), handa, plût (Blut), sune (Sonne), stern, reghen, tag, brunna, salt (Salz), goltz (Gold), siluir (Silber), fisct (Fisch), apel (Apfel), hûs (Haus), stûl, waghen, boga, alt, lachen, schieten (schießen), singhen, kommen. Aber wir treffen da auch Wörter, die noch deutlich den gotischen Ursprung der Sprache zeigen: z. B. die Zahlwörter „tua, tria, fyder, fynf" (= gotisch: twa 2, thrija 3, fidwôr 4, fimf 5) oder „baar" (gotisch: barnilô, barn = Kind, zu gebären) = Knabe, fers = Mann, (lateinisch: vir ? ?), hoef = Haupt, mîne = Mond, statz = Erde, ano = Henne, thurn = Tor, Türe, iel (gotisch: hails = gesund, heil) = Leben, Gesundheit usw.

Ob wohl die Deutschen bei der „Säuberung" der Krim noch auf Reste ihrer Stammverwandten gestoßen sind?

W. Lr.

Aus dem Idiotikon.

122. Heft. Huber & Co. A.-G., Frauenfeld.

„Gstell" bedeutet ziemlich dasselbe wie schriftdeutsches „Gestell". Scherzend fragte einmal ein Zürcher Hausherr einen sein Haus betrachtenden Appenzeller: „Macht me bi eu oben au derigi Gstell (auf den Balkon deutend), um tüeri Bire z'tere?", worauf der schlagfertige Appenzeller antwortete: „Nä! bi ös obe teret me gad di grüene." Wichtig ist u. a. das Büechergstell; 1710 wird in Zürich berichtet, mancher Pfarrer habe beim Sterben „seiner Wittwen und Waisen nebend Armut und Herzenleid anderes nichts als ein Gestell voll Bücher hinderlassen". In der östlichen Ostschweiz versteht man unter G. auch die edleren Eingeweide (Lunge mit Luftröhre, Herz, Leber, Milz, auch Nieren), was man anderswo Gliber, Grick, Gschlüder, Gschling o. a., auf schriftdeutsch Geschlinge oder Innereien nennt. Grimm erklärt es als „Gesamtheit gleichartiger Gerätschaften oder Dinge" und stellt dieses unser „Gstell" zusammen mit einem Gestell Segel oder Riemen (= Ruder). Da sonst zu einem Gestell immer etwas Festes gehört, bleibt diese Bedeutung auch für uns merkwürdig. Das Wort wird auch auf alle möglichen Gegenstände übertragen, häufig in verächtlichem oder tadelndem Sinn. Zu einem Engländer, der den Tödi besteigen wollte, sagte einer: „Du blibtist ringer dunne mit dim usdeerte Gstell". Heugstell heißt der Heuwagen; darum erzählt ein Tierbuch von 1563 von den Murmeltieren oder Munggen, die Wintervorrat sammeln: „Alsdann legt sich einer nider an ruggen, streckt alle vier gen himmel, macht also vier stützen als ein höuwgestel; sölches ladent und hauffend die anderen vol; als dann so das höuw geladen, so begreiffend sy in bei dem schwanz mit irem maul, strekend also und ziehend den karren gen haus". — Eine Ableitung des Mundartwortes mit französischer Endung ist Gstellaschi. Der Berichterstatter einer „Generalmusterung" in Herisau von 1781 schreibt noch ehrfürchtig: „Ein oben an der Mauer hervorragendes und expressé (!) hierzu errichtetes Stéllage (!) diente dazu, den Feind zu beobachten". Meist aber wird es verächtlich verwendet, etwa von einem unförmigen Möbelstück. Traugott Meyer erzählt von einem Bastler, er habe am liebsten „an alten Bareblinen [Parapluies] umme 'bäschelet. Da isch im jedesmol Firtig g'si, we-me im eso-nes Gstellaschi vüreg'längt het." — Den größten Teil des Heftes füllt das Zeitwort „stel(l)e", das in drei Hauptbedeutungen und 46 Unterbedeutungen aufgeteilt ist. In der zunächstliegenden Bedeutung „zum Stillstand bringen" läßt Balmer einen sagen: „Aber i stelle-se (die nicht grüßenden Kinder) de albe, wol Mel! Si werde de mängisch ganz dusselig, wenn i se dezidiert frage: Wie seit-me?" In diesem Sinne kann man sich auch selber stellen; so verlangte ein weiser Rat von St. Gallen 1643, „daß die Weiber und Töchter, welche bisher . . . nach der Predigt allwegen noch schier eine Stunde und mehr schwatzend bei einander gestanden, jede für sich heimgehen und sich nicht mehr stellen sollen bei Buß von 1 Pfund Deniers". Wichtig ist, daß man das Blut stellen oder gestellen kann; ein Mittel hiefür finden wir bei Reinhart: „Ig han-em mit Spinnhuppele 's Bluet gstellt und derno mit nassem Herd". Rückbezüglich bedeutet das Zeitwort: sich fest machen, sich Haltung geben, sich zusammennehmen. Von Hüttwilen wird berichtet, daß ein Knabe seinen Vater, der schon zum Schlag auf den Hintern ausholte, entwaffnete mit dem Ruf: „Ale Füdle, stell di!" („Ale" aus franz. „allez!" als Ausruf zum Antreiben). Sehr häufig bedeutet aber st. auch: in eine Stellung oder Lage bringen, in eigentlichem und übertragenem Sinn. „De Chifel stele" ist Ausdruck des Selbstbewußtseins. So erzählt v. Tavel: „So-n-en Offizier vo der Schwizergarde het vo jeher öppis g'gulte; aber sitdem das Regiment di einzigi zueverlässigi Truppe z'Paris g'si isch, hei si erscht recht der Chifel dörfe stelle". Auch Kopf, Augen, Ohren kann man stellen, sogar den Charakter. So sagt bei Reinhart ein auf Freiersfüßen gehender Bursche zu sich: „Stell der Charakter, Seppli, . . . do gilt's bigost Ernst". Huggenberger erzählt, daß es sich manchmal darum handelte, „eme guete Nochber e Bei z'stele". Einen andern läßt er drohen: „Warted nu, eu will i i d'Schueh stele". Ganz unsinnlich ist die Bedeutung geworden in einigen Verwendungen, die wir kaum mehr kennen oder nur noch in Ausläufern. So sagen wir kaum mehr: „en Brief stele" (eher „uuffetze"), aber eine Sammlung aufgestellter Musterbriefe nennt man immer noch Briefsteller. Wir sagen auch nicht mehr „Antwort stellen", „Schrift oder Gschrift stele"; wer das aber berufsmäßig tut, heißt immer noch Schriftsteller (in der Schweiz schon 1631 belegt). Wir sagen nicht mehr „e Buech, e Red, e Lied stele", aber immer noch „Rechnig stele". Alt und immer noch lebendig ist: „de Ma stele". Zahlreich sind endlich die Ableitungen mit Vorsilben. Zwingli hoffte, die Ratsherren werden „die meßknecht abstelen (absetzen, entlassen) und sy in guotem fryden absterben lassen". 1711 mußte eine Zürcher Kirchenordnung vorschreiben: „Kein Pfarrer soll Leut in sein Haus setzen, ihnen um das Gelt Speis und Trank aufzustellen". Ungewohnt klingt es uns heute, daß man Festmähler, Hochzeiten, Sitzungen, Gerichte, Haushaltungen usw. „anstellen" kann; wir sagen eher „ansetzen" oder „arrangieren" (!). Der Abt von St. Gallen hat im Toggenburg „sovil Tyranney angestelt, daß eß nit mehr zu ertragen war" (1710). Dagegen fragt heute die Mutter noch das Kind: „Was hesch wider agstellt?" 1653 wird berichtet, es sei auf dem Albis „ein Schuel angstelt worden; . . . es ist ein zimlich hohe Schuel" (wirklich! 800 m ü. M.!). Das von dem Zeitwort abgeleitete Eigenschaftswort verwendet Lavater, wenn er spricht von einer „Hauptfrau, anstellig und angriffig"; „im Vorbeigehen" fügt er bei: „Dürft ich nicht diese drei gutschweizerischen Wörter zur Naturalisierung empfehlen, liebe mannhafte Deutsche?" „Hauptfrau" für eine ausnehmend tüchtige Hausfrau ist noch nicht üblich geworden (Martin Salander nennt seine Gattin eine Staatshexe, hat aber dabei auch mehr ihre erzieherischen Eigenschaften im Auge). „Anstellig" steht schon längst als gemeindeutsch im Duden, ist also eingebürgert, „angriffig" aber noch als „schweizerisch" erst in der neuesten Ausgabe; damit haben wir nach 150 Jahren Lavaters Wunsch erfüllt oder die „Naturalisierung" des Wortes wenigstens gefördert.